

Casanova

Rouven Porz

PD Dr. phil., dipl. biol., Leiter der Fachstelle für klinische Ethik des Inselspitals/Spital Netz Bern AG (Bern), Gastwissenschaftler in Medizinethik in Zürich und Amsterdam, Generalsekretär der European Association of Centres of Medical Ethics (EACME), Mitglied der Redaktion Ethik der SÄZ



Generell arbeite ich als klinischer Ethiker nicht mit Patientinnen und Patienten, sondern mit den Behandlungsteams. Manchmal werde ich aber von Ärztinnen oder Ärzten direkt gebeten, ein Patientengespräch zu führen, so auch letzte Woche. Es ging um einen terminal kranken Mann. Er lebte allerdings noch zu Hause. Der leitende Arzt wollte noch besser herausfinden, was man dem Mann als Unterstützung noch bieten kann, und bat mich – als Aussenstehenden – um ein zusätzliches Gespräch mit ihm.

Dieses Gespräch diente auch der Prozessevaluation. Hatte man dem Mann alles bieten können, was er von einem Unispital braucht? Der Mann war gerne zum Gespräch bereit, insbesondere die Evaluation interessierte ihn sehr. Er schien ein sehr selbstbestimmter, autonomer Mensch zu sein. Er würde nicht mehr länger als ein halbes Jahr leben, sagte man mir noch. Ich bereitete mich auf das Gespräch vor und stellte mir eine Liste von Fragen zusammen.

Unser Gespräch begann mit seiner Krankheitsgeschichte. Er hatte gerade eine Chemotherapie hinter sich, und ich fragte ihn nach seiner Entscheidung für oder gegen die Chemotherapie. «Entscheidung? Das war keine aktive Entscheidung. Ich war geschockt vom nahen Tod. Ich bin da einfach hineingerutscht. Jetzt könnte ich mich entscheiden, jetzt wo ich weiss, wie schrecklich die Chemo war, aber damals, das war keine Entscheidung. Ich habe einfach mitgemacht.»

Ich biss mir innerlich auf die Zähne. Was für eine blöde Frage von mir. Ich versuchte wieder, meine Konzentration zu finden. Was brauche er jetzt noch als Unterstützung, Hausarzt, Spital, Verwandte? Wie läuft sein Leben jetzt? «Alles in Ordnung, ich muss mich jetzt einfach auf dieses Abenteuer des Sterbens einlassen.» Wieder biss ich mir auf die Zunge. Klar, dachte ich, das ist ja kein Leben mehr, das ist ja Sterben jetzt, oder? Ich bemühte mich wieder um Konzentration. «Aber wer hilft Ihnen, wenn es schlimmer wird?» «Dann komm' ich gerne ins Spital. Ich habe grosses Vertrauen zu allen Leuten, die ich auf meinem Abenteuer bisher kennengelernt habe. Tolle Leute, auch toll, dass Sie sich heute die Zeit nehmen,

Herr Porz.» Meine Fragen passten einfach nicht zu diesem Mann. Ich legte sie zur Seite.

«Gibt es denn nichts, mit dem wir Ihnen jetzt noch helfen können? Jetzt, bevor es noch schlimmer wird?» Er schwieg und blickte zu Boden. Er zuckte zaghaft mit den Mundwinkeln, aber schwieg. «Bitte entschuldigen Sie», sagte ich weiter, «das war vielleicht eine zu direkte Frage. Aber Sie wirken sehr selbstbestimmt. Ich dachte, ich könne Sie so direkt fragen.» «Ich bin nur noch selbstbestimmt, wenn ich mit meinem Hund spazieren gehe.» «Wie bitte?» «Ich bin nur noch mit Casanova selbstbestimmt.» «Casanova?» «Ja, mein Pudel. Sie sind ja alle sehr nett hier zu mir, aber sie fragen mich nur nach meiner Krankheit, alle, ständig. Mein Hund fragt nie nach meiner Krankheit. Die Spaziergänge mit ihm, sie fallen mir immer schwerer, beinahe unmöglich, aber die Spaziergänge sind die letzte Form von Selbstbestimmung, die ich überhaupt noch habe. Der einzige gute Rest von meinem früheren Leben.» Ich klappte meinen Block mit Fragen endgültig zusammen. «Sie machen sich Sorgen, dass Sie vor ihrem Hund sterben?» «Genau, Herr

«Entscheidung? Das war keine aktive Entscheidung. Ich war geschockt vom nahen Tod. Ich bin da einfach hineingerutscht.»

Porz, das ist das Problem. Das einzige Problem. Wer nimmt den Hund. Er ist erst fünf Jahre alt. Was wird aus Casanova? Meine Töchter wollen ihn nicht, ins Tierheim kann ich ihn doch nicht geben. Wer hilft mir mit Casanova, wenn ich im Sterben liege?» «Sie halten ihn, so lange es geht?» «Natürlich, er ist die letzte Normalität, die ich habe. Aber mit meinem Hund können sie mir hier im Spital wirklich nicht helfen.» «Da haben Sie recht, aber danke, dass sie es erzählt haben.»

Sein Mobiltelefon klingelte, wir wurden jäh aus unserem Gespräch gerissen. Er ging aus meinem Büro hinaus und ich schämte mich fast ein wenig. Hat mich jetzt der Spitalvirus schon so stark angesteckt? Dass ich nur noch in Krankheiten, Chemotherapien und Entscheidungen denken kann. Ich musste über mich selbst den Kopf schütteln.

Aus Gründen der Vertraulichkeit wurden Details zu Patient (und Hund) verändert.

rouven.porz[at]saez.ch